Beiblatt der „Selbstwehr."

Blätter für die jüdische Frau.

Redaktion und Administration:
Prag I., Dlouhá 41.
Telephon Nr. 62630.
Erscheint zweimal im Monat.

Verbandsorgan der Landesorganisationen Jüdischer Frauen in der Tschechoslowakei. (W. J. Z. O.)

Redaktionsschluß:
stets Freitag vor Erscheinen der Zeitung.

Inseratentarif:
Die 72 Millimeter breite Millimeterzeile 3 Kč.

Die Benützung der Zeitungsmarken wurde von der Post und Telegraphendirektion in Prag unter Nr. 135080/VII—1926 bewilligt.

V. Jahrgang. Prag, 27. Feber 1931. — 10. Adar 5691. Nr. 3.

Außen und Innen.

(Zur Morphologie der Assimilation.)

Von **Dr. Martha Hofmann.**

Daß Verallgemeinerungen zwar verlockend aber gefährlich sind, ist eine Binsenwahrheit — die man sehr leicht vergißt, wenn man in ein fremdes Land kommt oder sonst mit Angehörigen eines fremden Volkes zu tun hat.

Auch der Wissende — (und wer wüßte dies nicht!) — erlebt an sich, wie sehr er in neuer Umgebung Verallgemeinerungen und Vorurteilen ganz oder doch beinahe zum Opfer fällt und es macht wenig aus, ob er dazu auf Grund eigener Zufallserfahrungen oder auf Grund übernommener Urteile gelangt ist. Nur darauf kommt es an, welch ein „Vorzeichen" ein jeder den beobachtenden Symptomen gibt, ob er sich identifiziert oder abseits stellt — ob er Subjekt oder Objekt der Beurteilung ist. Darnach richten sich seine Sympathien und Antipathien, seine Schlüsse aufs Allgemeine wie aufs Besondere. Nur so entstand die Scheidung der Menschheit in Barbaren und Hellenen — in Arier („Gojim") und Juden . . .

Wer immer solch ein Neuland der anthropologischen Selbsterfahrung betritt, verspürt zuerst nichts anderes als ein eigenartiges, ein wenig betäubendes Fluidum, das von all den neuen Gestalten, Gesichtern, Gebärden, von Haaren und Augen, Kleidung und Nahrung, Bauweise und Wohnung — von all dem Persönlichen und Unpersönlichen dieser fremden Menschen ausgeht — ein die ganze Atmosphäre beherrschendes, intrigantes Fluidum, das von wilden, d. h. naturnahen Lebewesen wahrscheinlich mit dem Geruchsinn wahrgenommen würde. Ein Bündel fremdartiger Strahlungen und Ströme dringt auf das Unterbewußtsein des Ankömmlings ein, projiziert ein verschwommenes Bild auf die seelische Rezeptionsfläche des Betrachters — eine nebelhafte Landschaft, deren größere oder geringere (zumeist aber größere) Verschwommenheit nicht wenig von der seelischen Substanz des Empfängers bedingt wird. Die so undeutlich umrissene „Landschaft" wird von der inneren Natur des Empfängers angenehm oder unangenehm empfunden, „schön" oder „unschön", „sympathisch" oder „unsympathisch". Sie erweckt Empfindung, doch ermöglicht kein Urteil. Das ist der innere Zustand der flüchtig Reisenden aller Orten. Ein Eindruck — eine Rezeption. Nicht mehr. Und dennoch bildet fast jeder sich seine Ableitungen und „Ansichten" auf Grund dieses nebelhaften Diagramms.

Wer länger verweilt, macht einzelne Erfahrungen. Macht die Bekanntschaft eines dieser Fremdlinge, vielleicht mehrerer — und nun beginnt die skizzenhafte Landschaft sich von einem bestimmten Punkt aus zu füllen: was früher nur blasse Kontur war, wird jetzt durch Licht und Schatten, Tiefe und Breite annähernd bestimmt. Ein eigenartiger Prozeß — ein unbewußtes Ineinandergreifen von Beobachtung und Ableitung. Zuerst nämlich beeinflußt jener ursprünglich subjektive „Eindruck" das neugewonnene Bild viel mehr als eine vermeintlich objektive Erfahrung am Einzelnen, am Individuum. Denn noch werden die Einzelzüge aus der umhüllenden Atmosphäre des Ganzen mehr intuitiv (d. h. subjektiv) erraten, als betrachtend erkannt. Noch wirkt die Gleichartigkeit der Gattung viel stärker als die Verschiedenheit der Arten. Die Atmosphäre der Fremdheit hängt über jedem einzelnen wie ein die Nuancen umhüllender Schatten oder wie ein übersatt blendendes Licht. Innerhalb dieses Rahmens, den die besonders leblosen Seelenzeichen eines Volkes bilden, wirkt der zugehörende Einzelne ganz anders als in einer ihm wesensfremden Umgebung. Hier ist er organischer Teil, dort eigenartiges Individuum. Diese Wirkung kann so verschiedenartig sein, daß sie dem Betrachter neue Gesichtspunkte über das Objekt seiner Betrachtung erschließt.

Später erst vermag der Beobachter die persönlichen Züge des Individuums von dem umhüllenden Rahmen deutlich abzuheben und abzulassen.

Hiebei aber unterliegt der sich Gewöhnende demselben tragischen Geschehen, das jeder Heranwachsende in dem grausamen Gewöhnungsprozesse des Lebens durchmißt: Leben — das ist eben die Gewöhnung an das Ungewöhnliche!

So wie die engere Familie stets mehr die Verschiedenheiten der Geschwister als ihre Aehnlichkeiten in Zügen und Charakteren beobachtet, während die Außenstehenden zunächst die große „Familienähnlichkeit" erfassen, — so auch bei der Bekanntschaft mit einem neuen Volk. Tatsächlich sind auch bei allen Menschen und besonders bei Gliedern einer Rasse, die Aehnlichkeiten weitaus größer als die Verschiedenheiten. So, wie wir aber selbst ein Teil geworden sind, nicht mehr von außen kommend, harmlos oder kritisch, ängstlich oder argwöhnisch das Ganze beobachtend — verlieren wir den Ueberblick über das Gesamtbild und sehen nur noch das Detail, das immer vielfältig ist.

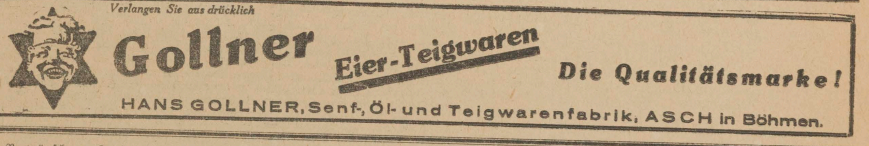
Bei dieser Stufe angelangt, wird der Betrachter den einzelnen nicht mehr nach dem Klischee des ersten Eindrucks beurteilen, und er gelangt dazu, „Ausnahmen" zu konstatieren. Nun entdeckt er, daß seine individuellen Erfahrungen die ursprünglichen Verallgemeinerungen Lügen strafen; wieder und wieder stellt er fest, daß „nicht alle so sind", wie er vermutet hat. Unterschiede treten ihm vor Augen — er stockt, zögert in der Beurteilung, wird irre an der Wertung des Einzelnen, wie des Ganzen. Immer aber noch behält im Unbewußtsein jener erste oder ererbte, affektbetonte „Eindruck" die Oberhand.

Denn nur zwei Standpunkte der Betrachtung und der Urteilsübung kann es geben: den von außen und den von innen. Hier aber hat der Betrachtende seinen dieser Standpunkte inne — es ist der kritische Moment des Ueberganges vom dem einen zu dem anderen. Er hat den naiv subjektiven ersten Eindruck des Außenseiters verloren und ist irre geworden, ob dieser Eindruck der richtige war. Denn noch ist er nicht der Umgebung ähnlich genug, um diese von innen her verstehen zu können. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", sagt Goethe. Man kann dieses Wort ohne jede Vergewaltigung umkehren, ja, es wird deutlicher in seinem Tiefsinne durch diese Umkehrung: „Du verstehst den Geist, dem du gleichst."

Erst wenn der Prozeß der Angleichung eingesetzt hat, kommt das Gefühl des Verstehens über den nicht mehr Fremden. Nun werden seine Urteile über das Volk, dessen Teil er zu werden beginnt, sich überraschend ändern und vielfach in ihr Gegenteil verkehren. Eine Umwertung der Werte tritt ein, jene oben angedeutete Verwandlung der „Vorzeichen" im mathematischen Sinne; es vollzieht sich nicht mehr und nicht weniger, als die Wandlung des Objektes zum Subjekt. Das alles durchdringende Fluidum ist in den ursprünglich Außenstehenden eingedrungen, er ist nicht mehr unbeteiligter, subjektiver Beobachter — er ist subjektiv Beteiligter geworden. Unbewußt hat er die Identifizierung vollzogen. Daher ist seine Deutung der gleichgebliebenen Symptome charakteristisch verändert. Was früher objektiv und kritisch analysiert wurde, ist nun subjektiv affektbetont, der Analyse unzugänglich, wenn nicht feindlich. Nicht die Umgebung ist eine andere, er selbst ist ein anderer geworden.

Dies ist der Prozeß der Assimilation oder der Selbstaufgabe, der Selbsthingabe an die neue Atmosphäre, welcher der eine rascher und weitgehender erliegt als der andere, dem aber keiner gänzlich entgeht, der als ein Einzelner in eine fremde Umgebung versetzt wird.

In der Regel freilich gelingt dem Fremden nicht die völlige Identifikation, auch wenn er sie anstrebt. — Und darum kommt der eine niemals über den geschilderten Uebergangszustand des „Irregewordenseins" hinaus, er ist in seiner Wertung der Werte erschüttert, unsicher und schwankend und zu blinder Nachahmung geneigt; der andere glaubt, die volle Sicherheit der Wertung gefunden zu haben und steht plötzlich, wie von Rätselhaftem überwältigt, vor einem Anderssein und Nichtbegreifenkönnen, das eine Kluft zwischen ihn und seiner Umgebung aufweist. Eine Tragödie, die namentlich viele scheinbar assimilierte Juden während des Weltkrieges oder während der Pogromstimmung der Nachkriegszeit erlebten und nun vollzog sich in manchen von ihnen, den Konsequentesten, Mutigsten, ein langsames Zurückkasten zum eigenen Wert und zur eigenen Wertung die unmerkbar und verschüttet unter den neuen, aufgetragenen Schichten begraben lagen. Ein neues, nicht minder mühsames Abtragen der künstlichen Schichten setzt ein. Aber nicht jedem gelingt nunmehr die Rückkehr von außen nach innen, selbst wenn sie die ursprüngliche Wertung wiederherstellen sollte. Das Gleichgewicht ist erschüttert und in Fetzen hängt an ihm die zerrissene Atmosphäre der beiden Welten.



Feuilleton.

Zwei Königinnen.

Von Dr. **Eva Schapira-Winternitz.**

Im Gegensatz zu Marianne, der Hasmonäerin, der letzten jüdischen Königin, die auf dem Throne Israels saß, ist die anmutige Esther keine Märtyrergestalt.

Sie ist wohl Königin, aber keine Königin der Juden und nicht auf jüdischem Throne, auch nicht aus königlichem Hause stammend, sondern ein bescheidenes jüdisches Mädchen, Waisenkind und Ziehtochter des Mardochaj, eine echte Bath-Jisrael — allerdings in der gegenwärtigen Verkörperung dieses Begriffes. An den Hof gebracht, ist sie die Bescheidenheit selbst, findet aber trotzdem — oder gerade dadurch — Gefallen, mehr als alle ihre nichtjüdischen Genossinnen. Des Königs Wahl fällt auf sie und sie wird Königin. Dem Wunsche des Oheims gemäß verrät sie aber nicht Abstammung und Herkunft, gibt den Königs Kenntnis von dem geplanten Attentat und nennt ihn seinen Lebensretter, den Juden Mardochaj. Dann gelangt an sie die niederschmetternde Botschaft Mardochaj's über die den Juden drohende Gefahr. Und nun soll Esther handeln.

Gram und Empörung bemächtigt sich ihrer ob der Intrigue Hamans, der den erschienenen Erlaß des Königs in der Hand hat zur Ausrottung aller Juden.

Esther handelt nicht voreilig, sondern nach reifer Ueberlegung. Will nicht unaufgefordert vor dem Könige erscheinen — ein solches Wagnis könnte den Untergang zufolge haben — und erweckt selbst beim Oheim den Verdacht, als wolle sie ihr Volk im Stiche lassen. Er droht ihr zu haben scheinen —; mit Verwünschung. Da faßt die bescheidene stille Esther bereits ihren Plan.

Es geschieht das Gegenteil dessen, das sie befürchtete. Der König reicht ihr das Szepter und fragt nach ihrem Begehren. Nun ist sie gerettet. Noch will sie sich nicht überstürzen. Sie bittet den König diesmal zum Festmahl, ihn und den Haman. Wiederholt muß der König nach ihrem Begehren fragen, er muß auch sein Versprechen wiederholen, er ist bereit, ihr sogar die Hälfte seines Königreiches zu schenken — da erst vernimmt er zu seinem grenzenlosen Erstaunen die flehende Bitte, man möge ihr das Leben schenken und ihrem vom Tode bedrohten Volke! Denn verkauft ist sie! Verkauft ihr Volk! Erbitterung, Wehmut, Schmerz erfüllen sie. In all der Pracht und dem Glanze des mächtigsten, üppigsten Thrones steht sie hier, eine Klagende und Anklagende. Sie schreit das Leid des geplagten und gejagten Volkes heraus, das auch ihr Weh und ihr Leid ist.

Wie wenig verlangt denn dieses Volk, das von allen so bedrückt wird! „Mit euren Hunden und Pferden tut ihr euch unterhalten, eher als mit diesen euren Brüdern, die ebenso Menschenkinder sind wie ihr", klagt sie in ihrem Schmerz — nach einem hebräischen Drama des berühmten Prager Oberrabbiners und Gelehrten J. Rappaport, das er nach dem Vorbilde Racine's verfaßte — „Versucht es nur, uns zu ergründen, und ihr werdet euch überzeugen, daß wir Menschen sind gleich Euch. Auch wir wollen frei sein, auch wir erwünschen das Glück unseres Landes. Unsere Propheten verkündeten uns eine lichte Zukunft, und die Hoffnung auf diese träufelt Trost in den bitteren Kelch unserer Gegenwart. Ihr aber verwandelt auch diese unsere Hoffnung in eine Anklage gegen uns", eifert Esther in ihrer Erbitterung. — Sie könnte sie ebenso gut jetzt gegen die „modernen" Anklagen äußern, die sich im Laufe der Jahrhunderte in nichts geändert

„Ihr behauptet: weil wir uns nach unserem Lande sehnen, seien wir den Völkern eurer Länder untreu. Im Unrecht seid ihr, indem ihr uns zu Boden drückt. Wir erhoffen zwar die Rückkehr nach Zion, aber auch das Wohl eures Landes liegt uns am Herzen. Die Bedrückten, Feinde durch Königswort Ausgelieferten, flehen Gott um die Vereitelung des bösen Willens ihrer Verderber, um Gottes Schutz deines Thrones an. Glaube, o König", schließt sie dann, „nur Er beschützte dich bis nun, nur Er, der dir deine Feinde unterworfen hatte und der die im Geheimen erfolgte Verschwörung gegen dich einem Juden kundgetan hat. Dieser Jude war es, der mich einst als Tochter aufgenommen hatte".

Stolz weist die Königin alle Anklagen gegen ihr Volk zurück, erklärt sich mit ihm eins, und wird selbst zur Anklägerin der Feinde.

Das Geschehene ist bekannt. Der König ist empört gegen Haman und seine Niedertracht. Der Erlaß ob der Ausrottung der Juden wird durch einen anderen zunichte gemacht. Esther ist die Retterin ihres Volkes.

Die bescheidene Tochter Israels hat sich der Erziehung und des Einflusses ihres Oheims würdig erwiesen.

Die ihrem Volke drohende Gefahr hat sie zur Heldin gemacht, die dringende Notwendigkeit sofortiger Hilfe verlieh ihr den Mut, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, machte sie erfinderisch und trieb sie zur Verwegenheit. So ward Esther auf den Thron gelangt zum Schutzengel ihres Volkes.

Haben wir allen Grund, auf diese Frauengestalt unserer Geschichte stolz zu sein, deren Andenken und Tat wir als Purimtage feiern, so ragt doch auch die spätere Gestalt der jüdischen Königin Marianne hervor, der Erstgeborenen der großen Befreier, der Makkabäer, die ihre edle Abstammung durch Ränke und Verleumdung am königlichen Hofe mit ihrem Leben bezahlen mußte. Beide hatten das Gemeinsame: die Liebe zu ihrem Volke und das stolze Bewußtsein der Unschuld.

Marianne — ihrer eigenen, Esther — der ihres Volkes.

Konnte die eine, die stolze Priestertochter, auf ihr eigenes Leben verzichten, so handelte es sich bei der anderen nicht um sie allein, sondern um ihr Volk, die Anschuldigungen gegen dieses mußten widerlegt werden. Und so wurde Esther zur Verteidigerin der menschlichen Rechte ihres Volkes, zum Anwalt und zur Beschützerin seiner Ehre gegen die Anfeindungen der Todfeinde.

+

Zwei Königinnen. Die eine auf den Thron gelangt durch ihre Schönheit, Schlichtheit, Anmut und Bescheidenheit, bewahrt auch an dieser höchsten Stelle die Verbundenheit mit ihrem Volke, findet Geist und Mut, ihm allein in seiner Not und Bedrängnis Hilfe zu schaffen, die gegen dieses gerichteten Anschuldigungen zu entkräften und die gebührende Anerkennung ihres Oheims, des Juden Mardochaj, und somit ihres Stammes Ansehen zu bewirken.

Die Andere, den königlichen Thron mit dem ungeliebten Manne, dem Usurpator, zu teilen gezwungen, der von Rechts wegen ihrem Großvater und Brüder gehörte, ein stolzer Sproß der Makkabäer, die sich eins fühlte mit ihnen, und nur mit ihnen, die weder der Glanz und die Pracht des Königtums noch die Liebe ihres Gatten seine Greueltaten hat vergessen lassen können, und die selbst lieber unverschuldet in den Tod geht, als sich vor dem Manne, der an all ihrem Unglück schuld war, zu demütigen, ihn um Gnade zu bitten, oder das Leben ihrer Mitbürger zu gefährden.

Beide sind Jüdinnen mit Herz und Seele. Sie werden zu ihrem Verhalten und ihrem Tun — bei aller Verschiedenheit ihrer Art — bestimmt von der inneren Zugehörigkeit zu ihrem Volke.